

RESEARCH

Andreas Christian Braun

Latours Existenzweisen und Luhmanns Funktionssysteme

Ein soziologischer Theorienvergleich



Springer VS

Latours Existenzweisen und Luhmanns Funktionssysteme

Andreas Christian Braun

Latours Existenzweisen und Luhmanns Funktionssysteme

Ein soziologischer Theorienvergleich

 Springer VS

Andreas Christian Braun
Karlsruhe, Deutschland

ISBN 978-3-658-17282-4 ISBN 978-3-658-17283-1 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-17283-1

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2017

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

1 Soziologische Metatheorie - Einführung und Ansatz	7
1.1 Theorienvergleiche in der Soziologie	7
1.2 Das Vorhaben dieses Beitrags	13
1.3 Klärung des Theoriebegriffs	17
1.4 Klärung des Vergleichsbegriffs	22
2 Konturierung der Theorien	31
2.1 Latours Existenzweisen	31
2.2 Luhmanns Funktionssysteme	61
3 Grobe Linie: Theoriekonzeption	71
3.1 Epistemologische Positionen	71
3.2 Anthropologische Positionen	91
3.3 Soziologische Positionen	107
3.4 Vergleich entlang der groben Linie	119
3.5 Dialogische Metatheorie	133
4 Feine Linie: Gegenstandsbereiche	139
4.1 Vergleich entlang der feinen Linie	139
4.2 Status und Funktion der Erkenntnis	141
4.3 Status und Funktion der Bewertung	145
4.4 Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Bewertung	150
4.5 Vergleich der Positionen zur soziologischen Kontroverse	156
4.6 Dialogische Metatheorie	159
5 Eine dialogische Synopse	161
6 Abschluss	165
Literaturverzeichnis	167
Internetquellenverzeichnis	189

1 Soziologische Metatheorie - Einführung und Ansatz

1.1 Theorienvergleiche in der Soziologie

Zugegeben, mit einem Beitrag zum Thema Theorienvergleich bewegt sich diese Untersuchung nicht gerade in einem soziologischen Feld, welches allgemeine Legitimität und Akzeptanz in der gegenwärtigen Soziologie findet. Während sich auf zwei Fachtagungen in Kassel und Bielefeld in den frühen 1970er-Jahren eine rege Diskussion um Theorienvergleiche entwickelte (vgl. dazu Matthes 1978a, Matthes 1978b und vor allem Hondrich und Matthes 1978), die Hondrich (1978, S. 314) mit der Aussage zusammenfasste, dass „[d]ie Vielfalt der Theorien und Paradigmen, als die sich Soziologie heute präsentiert, [...] darüber hinweg[täuscht], dass es nur eine soziologische Theorie gibt“ (Herv. im Org). erweckt eine Literatursichtung der Soziologie etwa der 1980er- und vor allem 1990er-Jahre den Eindruck, das Fach habe sich an dem Thema etwas abgearbeitet. Eine historische Rekapitulation findet sich bei Greshoff (2010b).

Klinkmann (1981, S. 249) hält systematische Theorienvergleiche für unausweichlich zum Scheitern verurteilt und darüber hinaus für „ganz überflüssig“, womit meine Arbeit hier enden könnte. Er begründet dies nicht zuletzt damit, dass jeder Theorie ein implizites, axiomatisches Paradigmensystem zugrunde liege, welches nicht sprachlich verfasst sei, nicht ohne weiteres erlernt werden könne und damit einem systematischen Vergleich nicht zur Verfügung stehe. Dadurch würden Theorienvergleiche gegenüber der jeweils favorisierten und besser verstandenen Theorie verzerrt. Dem ist zwar sicher zuzustimmen, doch entbehrt es nicht eines gewissen Defätismus, aus den *Schwierigkeiten* eines Unterfangens seine *Unmöglichkeit* und darüber hinaus sogar seine Überflüssigkeit zu folgern. So fragt doch etwa auch die praktische Philosophie seit mindestens zwei Jahrtausenden nach den Kriterien für moralisch gutes und moralisch falsches Handeln, wohl wissend, dass diese Frage kaum abschließend und vereinheitlichend beantwortet werden kann, und schätzt eben *gerade den Diskurs darüber* als konstitutiv für tatsächlich moralisch orientiertes Handeln innerhalb der Gesellschaft.

Während die Diskussion um Theorienvergleiche offenbar in den 1980ern und 90ern zum Erliegen zu kommen schien, wird deren Notwendigkeit in der jüngsten Literatur wieder zunehmend erörtert. Dabei lassen sich zunächst zwei gegensätzliche Positionen voneinander abgrenzen, die jeweils spezifische Chancen und Risiken im Umgang mit der multiparadigmatischen Soziologie sehen, vgl. dazu Kneer und Schroer (2009). So begründet etwa Reckwitz (2006, S. 66) die Unmöglichkeit einer einheitlichen Soziologie mit zwei Argumenten. Zum einen sei die „*Soziologie als Wissenschaft der Moderne*“ zu verstehen, damit ändere sich ihr Gegenstand parallel zum Zeitstrahl, womit eine *abschließende* Vereinheitlichung konsequent unmöglich werde. Zum anderen erzeuge das Theorienvergleichen, entgegen seiner Motivierung, eben *keine* Schließung, sondern eine Öffnung des theoretischen Feldes, wirke damit eher als Generator neuer Differenzen (S. 67). Damit schlussfolgert Reckwitz (2006, S. 71): „*Die beste Garantie, eine weitere Multiplikation theoretischer Ansätze zu bewirken, ist es, ein Synthesevokabular mit Universalitätsanspruch zu formulieren*“. Er spricht sich also für eine theoretische Pluralität aus, deren Vorteil er darin sieht, das Soziale möglichst facettenreich erfassen zu können. In einer Vereinheitlichung vermutet er Risiken der transintentionalen Vervielfältigung, aber auch einen Verlust des explikativen Potentials der Soziologie insgesamt.

Andere Autor_innen, wie etwa Esser (2002), sehen hingegen gerade in der paradigmatischen Pluralität der Soziologie Risiken der Trivialisierung hin zum Feyerabend'schen „*anything goes*“. Sie erhoffen sich von einer Vereinheitlichung der Soziologie eine Erhöhung der Konsensfähigkeit und eine erhöhte Durchsetzungsfähigkeit des Fachs in der wissenschaftlichen Landschaft und in der Gesellschaft, die beobachtet werden will. Es wird daher eine Einigung auf einen facheinheitlichen Konsens propagiert und, wohl zwecks Reduktion der Müheligkeit einer Auswahl, kulanterweise gleich die *eigene* Theorie als facheinheitlich vorgeschlagen.

Zwar ist das Argument mit dem Differenzgenerator sicher richtig, doch folgt daraus nicht unbedingt, dass deswegen Vereinheitlichungsversuche zu unterlassen sind. Gerade wenn sich die Soziologie ihrem veränderlichen Gegenstand (der

Moderne) anpassen muss, wird sie darüber einen differenzproduzierenden Diskurs durchaus führen müssen. Klinkmann (1981) wendet sich vorrangig gegen ein hierarchisierendes Vergleichen von Theorien und erkennt die Produktivität von Theorienvergleichen aber an:

Ich bin aber nicht der Ansicht, Theorienvergleich schlechthin sei ein entbehrlicher Luxus, nur habe ich dabei eine ganz andere Art von „Vergleich“ im Sinn, eine, die nicht auf die Hierarchisierung von Ansätzen abzielt, die nicht nach einer krampfhaft erstellten Methodologie vorgeht, sondern eine, bei deren Durchführung den beteiligten Wissenschaftlern an der Erweiterung ihrer noch partikular paradigmatischen Sichtweisen gelegen ist, wo es also um den Erwerb der Fähigkeit geht, nach und nach verstehend einer multiperspektivistischen Erfassung der sozialen Welt näher zu kommen. [...] An dieser Stelle müsste weiter gearbeitet werden - in Richtung auf eine pluralistische Soziologie. Klinkmann (1981, S. 258)

Während sich Reckwitz (2006) stärker gegen eine *Universalisierung* der Soziologie ausspricht, wendet sich Klinkmann (1981) also auch gegen eine *Hierarchisierung*. Diesem Anspruch folgt im Wesentlichen auch meine Arbeit, die, wie nachfolgend erläutert wird, keineswegs eine Hierarchisierung, sondern eine Produktivität durch Vergleich anstrebt. Es ist damit zu betonen, dass ich hier von anderen Prämissen ausgehe als Reckwitz (2006). Ich stimme überein, dass eine Grand Unified Theory des Sozialen weder wünschenswert noch möglich ist, und will stattdessen lediglich zwei Perspektiven produktiv vergleichen. Dabei bedeutet Produktivität ein sich gegenseitiges Ergänzen, Inspirieren und Erweitern, nicht jedoch ein Verwerfen eines der beiden Entwürfe oder die Absorption der einen in der anderen Theorie.

Der Verzicht darauf, zu den vielen weiteren Argumenten über die Vor- und Nachteile von Theorienvergleichen explizit Stellung zu nehmen, erfolgt nicht aus Unkenntnis der Literatur¹, sondern einerseits aus Platzgründen, andererseits auf-

¹Eine eher skeptische Haltung gegenüber dem Theorienvergleich findet sich z.B. bei Reckwitz (2006), Schmid (2009), Esser (2002) und Haller (2006) befürworten eher eine Vereinheitlichung der Soziologie, Schneider (1996), Lindemann (2006b,a), Greshoff (2010a), Greshoff et al. (2007) fragen nach den

grund der folgenden Argumentation. In der angegebenen Diskussion um Theorienvergleiche handelt es sich um einen wissenschaftlichen *Konflikt*, in welchem zwei Positionen zu konkurrieren scheinen. Dies sind die Präferenz höherer Pluralität und der damit verbundenen explikativen Kraft zulasten der Kanonisierung gegenüber der Präferenz höherer Kanonisierung und der damit verbundenen Überzeugungsfähigkeit zulasten der Pluralität, um sie kurz zusammenzufassen. Strategien des Konfliktmanagements wie die von Fisher und Ury (2012) schlagen vor, zur produktiven Aufhebung von Konflikten das Aushandeln der kontroversen *Positionen* zu beenden und zu den zugrunde liegenden *Sachfragen* zu finden, welche beiden Positionen gemein sind und welche die Kontroverse erzeugen.

Offenkundig entsteht aus der Begeisterung für die Theorie der Soziologie *sowohl* ein Interesse an ihrer Pluralität *als auch* ein Interesse daran, ihre Überzeugungskraft in der wissenschaftlichen Gemeinschaft und der Gesellschaft zu erhöhen. Die Sachfrage lautet also, *welche* Form von Pluralität und *welche* Form von Vereinheitlichung jeweils *produktiv* ist.

Unproduktiv ist sicherlich ein von Greshoff et al. (2007, S. 5) befürchteter „*Pseudo-Pluralismus*“, in dem verschiedene Theorien begrifflich miteinander konkurrieren, die jedoch lediglich äquivalente und redundante Aussagen zum fraglichen Sachverhalt machen. Allerdings gilt dies nur dann, wenn die zugrunde liegenden theoretischen Strukturen sich ebenfalls stark ähneln. Denn gelangt man etwa mit einem *mikrosoziologischen* und einem *makrosoziologischen* Ansatz zu äquivalenten Aussagen, so erhöht dies die Überzeugungskraft der Richtigkeit der Aussage eher. „Äquivalent“ also insofern, als sich die Aussagen gleichen, „redundant“ hingegen insofern, als sie aus ähnlichen gedanklichen Konstruktionen abgeleitet sind. Tatsächliche Pseudo-Pluralität wird damit zu einem unwahrscheinlichen Grenzfall. Unproduktiv ist sicherlich ebenfalls der Versuch, Theorien, die neue Aspekte des Sozialen aufdecken, „wegzureduzieren“, nur um der Gesellschaft die Last zu nehmen, sich mit ihrer eigenen Komplexität auseinanderzusetzen. „Wegzureduzieren“ beinhaltet explizit den Versuch, ganze theoretische Le-

benswerke, die in vielen tausend Seiten umfassenden Monographien dokumentiert sind und sich hinsichtlich zahlloser Sachfragen als äußerst aufschlussreich erwiesen haben, irgendwie zum Spezialfall der eigenen Theorie machen zu wollen.

Aus meiner Sicht kann die moderne Soziologie Theorienvergleiche nicht nur *aushalten*, sondern *benötigt* sie geradezu. Zunächst, weil wir aus forschungspragmatischen Gründen ohne zumindest implizite Theorienvergleiche *nicht auskommen*. Beginnende Abschluss-Studierende werden bei der Suche nach einem „theoretischen Rahmen“ ihrer Arbeit nicht nur selbst die ihnen bekannten Theorien zumindest implizit auf ihre Eignung vergleichen, sondern werden häufig - sind wir doch mal ehrlich - auch einen expliziten, pragmatischen Hinweis seitens der Betreuer erhalten, der etwa lautet: „*Lesen Sie sich doch mal Parsons durch, der Strukturfunktionalismus passt da sehr gut zu Ihrem Anwendungsfall.*“ Tatsächlich ist es wohl so, dass wir etwa im Rahmen von Abschlussarbeiten Theorien ohnehin immer auf ihre Eignung vergleichen. Nun folgt nach David Hume aus dem Sein ohne Begründung noch lange nicht das Sollen, doch wenn wir offensichtlich ohne implizite Theorienvergleiche in forschungspragmatische Schwierigkeiten geraten, so lässt sich mit Effizienzargumenten durchaus begründen, warum wir den impliziten durch einen expliziten Theorienvergleich ersetzen *sollten*.

Das zweite Argument folgt einer ähnlich teleologischen Logik. Auch die Sozialwissenschaften, wenn nicht durch das geringere Aufkommen an Industrieprojekten sogar *gerade* die Sozialwissenschaften, werden aus Steuergeldern finanziert. Diese Finanzierung kann man als Investition der Gesellschaft verstehen, Deutungsangebote über die durch sie konstruierte Wirklichkeit zu erhalten. Diese dürfen durchaus divergieren, doch wenn sie dies tun, sollte es im Interesse der Finanzierer wie auch der Finanzierten sein, über Art und Ursache dieser Divergenz Orientierung zu verschaffen.

Zuletzt bleibt ein Argument, welches im unmittelbaren Interesse der Soziologie steht. Theorienvergleiche können auch eine Produktivität entfalten, sie können unser Verständnis von Theorien erhöhen, den Diskurs beleben und damit auch Anpassungsleistungen an die sich verändernde Gesellschaft induzieren. In Theo-

rienvergleichen steckt also ein produktives Potential - ob es hingegen entfaltet wird, hängt von der Art des Theorienvergleichs ab. Was wird hier unter Produktivität verstanden? Produktiv ist ein Theorienvergleich dann, wenn er dazu führt, dass die theoretische Soziologie als solche ihr explikatives Potential für soziale Phänomene erhöht. Entweder, indem der Vergleich eine Modifikation *einer* der beiden Theorien induziert, deren Annahmen über bestimmte soziale Phänomene nicht vorhanden, un schlüssig oder durch den gesellschaftlichen Wandel überholt sind, oder aber, indem der Vergleich beider Theorien aufzeigt, dass eine ganz neue Sozialtheorie vonnöten ist (etwa, weil die Widersprüche zwischen den Theorien unüberbrückbar sind). Insgesamt besteht Produktivität also darin, den Bezug zwischen sozialer Theorie und den beobacht- und erklärba ren sozialen Phänomenen zu verbessern.

Der vorliegende Beitrag sucht hingegen nach einem Ansatz des Theorienvergleichs, der zwischen den beiden genannten Positionen abwägt und nach Produktivität strebt. Er tut dies, indem er in den nachfolgenden Kapiteln die zentralen Begriffe „Theorie“ und „Vergleich“ in einer Art und Weise klärt, die eine solche Produktivität zulässt. Er versteht sich dabei insofern als „metatheoretisch“, als sein *primärer* Untersuchungsgegenstand Theorien über das Soziale sind. Er versteht sich insofern aber auch als „theoretisch“, als er einen Ansatz entwickeln wird, dessen *sekundärer* Untersuchungsgegenstand das Soziale selbst ist. Täte er das nicht, handelte es sich hierbei erstens um einen *wissenschaftstheoretischen* Beitrag und zweitens um einen, dessen von mir selbst geforderte Produktivität für das Verständnis des Sozialen nicht nachgewiesen wäre.

Mein Beitrag versteht sich explizit *nicht* als metatheoretisch in dem Sinne, als dass er eine neue und - nach welchem Sinne auch immer - vollständige soziologische Theorie entwickelt, welche sich aus einem gedanklichen Synthetisieren und Transzendieren der beiden verglichenen Theorien ergibt. Er will einen Diskurs über die Frage initiieren, ob die vermeintlichen Gräben zwischen Latours und Luhmanns Theorien tatsächlich nicht viel überbrückbarer sind, als sie scheinen, und ob nicht viel neues aus einem Vergleich gelernt werden kann.

1.2 Das Vorhaben dieses Beitrags

Ausgehend von diesem Ansatz vergleicht mein Beitrag zentrale Aspekte der Theorien von Bruno Latour und Niklas Luhmann. Dies ist ein Anliegen, welches beiden Theoretikern, die sich 1996 eher konfliktär begegneten (vgl. Mölders 2014, S. 188, Wagner 1996, S. 480), zutiefst zuwider wäre. Für Latour ist eine „*Annäherung an Luhmann [...] gleichzeitig unvermeidlich und nicht gut*“, dessen Theorie in der Anwendung „*absolut unbrauchbar*“ (vgl. dazu Latours Interview mit Cuntz und Engell 2013, S. 94). Luhmann hingegen würde wohl darauf hinweisen, jede Theorie habe „*ein selbstreferentielles Verhältnis zu ihrem Gegenstand*“ - so äußert er sich in Luhmann (2009n, S. 13) -, und, wie schon in der Vergleichsdebatte der 1970er, schnell das weitere Interesse verlieren, wie etwa Greshoff (2010b, S. 191ff) berichtet. Obwohl aus Sicht der befragten Theoretiker dieser Vergleich also nicht gerade mit guten Vorzeichen beginnt, erscheint er mir aus Sicht der Soziologie dennoch lohnenswert. Meine Mitstreiter_innen, die die beiden Theoretiker vergleichen, deren Beiträge zumeist kürzer und sektoraler als der vorliegende sind und zumeist vor allem die Integration des Technischen in die Systemtheorie diskutieren, sind dabei insbesondere Lorentzen (2002), Reckwitz (2004), Reckwitz (2008), Henkel (2011) und etwas ferner Bellinger und Krieger (2006), Krohn (2000), Wagner (1996), Werber (2011), Rammert (2002), Reddig (2002), Bamme (2004), Teubner (2006), Karafillidis (2014), Guggenheim (2009) und Mölders (2014). Für lohnenswert halte ich ein Vergleichen vor allem, da es sich bei beiden Theorien um Vorschläge handelt, die durchaus nicht als marginale Erweiterungen, sondern als großflächige Reformen der Soziologie verstanden werden wollen. So beginnt etwa Niklas Luhmann sein erstes Hauptwerk 2015c, S. 7 mit der Behauptung, die Soziologie stecke in einer „*Theoriekrise*“, „*es fehl[e] an einer übergreifenden theoretischen Gesamtkonzeption, die versuch[e], die Einheit des Faches widerzuspiegeln*“, so Luhmann (2009e, S. 143), während ihr der spätere Autor, Latour (2014a, S. 162), bescheinigt, sie sei an bestimmten Gegenständen derart gescheitert, dass man davon ausgehen könne, dass sie auch „*auf anderen Gebieten stets gescheitert*“ sei, und sich dementsprechend konsequent

vornimmt, „*das Soziale neu zusammensetzen*“². Es erscheint mir äußerst aufschlussreich und damit potentiell produktiv für die theoretische Soziologie zu sein, zu ergründen, mit welchen Begründungen und mit welchen Maßnahmen es Theoretiker_innen gelingt, grundlegende Reformen der Soziologie zu entwickeln. Zumindest im Anspruch, eine Neuformulierung der Soziologie vorzulegen, scheinen die Entwürfe also bereits vorab vergleichbar zu sein, hinsichtlich ihrer Historizität - welche nach *beiden* Ansätzen hochgradig relevant ist - im Theoriediskurs der Soziologie unterscheiden sie sich jedoch. Die soziologische Systemtheorie Niklas Luhmanns gehört zum etablierten Kanon soziologischer Theorien. Es haben sich zwar unterschiedliche Lesarten gebildet, vgl. Schmidt (2000), wichtige Aspekte der Theorie sind jedoch mittlerweile in der Sekundärliteratur intensiv diskutiert, verstanden und modifiziert. Eine Fortschreibung der Theorietradition erfolgt nach dem Tod Luhmanns im Jahr 1998 durch andere Sozialwissenschaftler_innen. Im Vergleich dazu ist Bruno Latours Theorie noch im Entstehen begriffen, er bearbeitet sie sehr aktiv durch Buch- und Artikelbeiträge, aber auch auf Konferenzen, auf Websites, per Twitter und durch andere soziale Medien. Eine Kanonisierung hat aus meiner Sicht noch nicht stattgefunden und Latour hat, selbstredend, einen wichtigen Einfluss auf die Fortschreibung der Theorietradition. Dies sind bereits wichtige Unterschiede. Ein zweiter Aspekt ist hingegen von entscheidender Bedeutung. Nach meiner Ansicht - und der von Laux (2016b, S. 15) - kommt es im Werk Latours mit der Publikation der hier besprochenen Existenzweisen, zu einer Weiterentwicklung, die er, zutiefst erheitert über das Gelingen seines Vorhabens, in Latour (2010, S. 2) beschreibt:

I have carefully hidden my big project under a screen of apparently disparate types of studies. [...] I have written on various topics that make my work hard to locate. [...] And yet, I have not dispersed myself at all: it is just that, throughout my career, I have rather disingenuously hidden my real intentions. Latour (2010, S. 2)

²Hinter den zwei möglichen Bedeutungen des englischen Titels „*reassembling the social*“, die im Deutschen eher mit „*neu versammeln*“ als mit „*neuzusammensetzen*“ übersetzt werden, vermute ich durchaus ein Wortspiel, welches hier zugunsten der selteneren Auslegung gedehnt wurde.

Ich gehe ohne jede Beschämung davon aus, dass ich nicht der Einzige bin, der, gerade glücklich damit, den „*screen of apparently disparate types of studies*“ einigmaßen verstanden zu haben, Latour nun - halb erfreut, halb frustriert - zum Erfolg dieser groß angelegten Vertuschungsaktion gratulieren durfte; und das schon nach der Lektüre der ersten Seiten von Latour (2014b)³.

Doch dienen meine Zeilen hier nicht der wissenschaftlichen Koketterie, sie haben wichtige Konsequenzen. Viele Leser_innen werden die mit den Existenzweisen offenbarten „*real intentions*“ in Latours früheren Werken so nicht antizipiert haben. Ich verstehe die Existenzweisen auch als metaphysische Wende, die dadurch gekennzeichnet ist, dass Latour, nach wie vor seine diplomatische Mission verfolgend, eine „*gemeinsame Welt*“ zu erschaffen, sein begriffliches Instrumentarium *erheblich* erweitert und programmatisch restrukturiert⁴. War er vorher noch für die Akteur-Netzwerk Theorie (ANT) bekannt, so sind deren Netzwerke, zuvor im Zentrum der Analyse stehend, im neuesten Werk nur noch einer von 15 Gegenständen einer pluralistischen sozialphilosophischen Reflexion. Laux (2016b) weist dabei zurecht darauf hin, dass das Werks Latours - ob bewusst oder unbewusst sei dahingestellt - durchaus nicht alle Standards eines wissenschaftlichen Textes einhält. So gibt Latour etwa keine Quellen an, übergeht Kontinuitätsbrüchen zu früheren Werken unkommentiert, verfasst die Existenzweisen durch Einbeziehung einer Homepage als eine Art Hypertext, löst Diskrepanzen zwischen der gedruckten und der digitalen Version nicht auf, verfasst den gesamten Text durchaus etwas chaotisch und unstrukturiert und hilft sich lediglich durch den Verweis, es handle sich dabei um einen „*provisorischen*

³Nach einem langen und intensiven Ringen mit Latours Buch empfand ich es als äußerst *remotivierend*, dass auch deutlich erfahrenere Soziolog_innen als ich, etwa Henning Laux (2016a, S. 10), Sina Farzin (2016, S. 134), Jörn Lamla (2016, S. 77), diese Ansicht teilen, und sich über einen etwas zugänglicher verfassten Text ebenfalls nicht geärgert hätten.

⁴Laux (2016b, S. 15ff) beschreibt den Bruch in Latours Werk ebenfalls, betont aber mit der Begriffswahl der „*differenzierungstheoretischen Wende*“ einen etwas anderen Aspekt, nämlich den der Phänomenologie einer polykontextuellen Gesellschaft, weniger die epistemologische Dimension desselben, die ich hier fokussiere. Nicole Thiemer (2016, S. 186) bestätigt zwar Latours metaphysischen *Anspruch*, stimmt mit ihm (und mir) jedoch nicht darin überein, dass er einem solchen mit den Existenzweisen auch gerecht wird.

Bericht“, Latour (2014b, S. 21)⁵. Das tut er jedoch, ohne zu sagen, wann und wo ein nicht mehr provisorischer Bericht erwartet werden darf und ob es sich mit der Internetseite von AIME bereits darum handelt.

Doch ist die Erweiterung des Gegenstandsbereichs nicht der einzige Aspekt dieser Wende. Versuchte er in früheren Werken noch, bei der Beobachtung des Sozialen in einem filigranen empiristischen Ansatz den Spuren der Akteure zu folgen und nur so wenig Metasprache wie möglich zu verwenden (vgl. dazu etwa Latour 2014a, S. 86, 112, 171), entwickelt er nun immerhin eine Metasprache, die durch drei Modi und weitreichende Grundannahmen über Existenz gekennzeichnet ist. Latour, der 2010 argumentiert, er verstehe sich selbst seit jeher vorrangig als Philosoph, erweitert seinen pragmatisch-empirischen Ansatz durch eine Metaphysik. Diese involviert nicht nur Hybride, sondern alle für ihn existenten Phänomene der Wirklichkeit des Sozialen und, mit drei auf sie anwendbaren Modi, auch die Natur an sich. Dazu ein grundsätzlicher Vermerk. Latour (2015c) gibt die Natur-Kultur-Dichotomie fast vollständig auf. Diese Aufgabe könnte im Rahmen meiner Arbeit sprachlich übernommen werden, wodurch Formulierungen wie die hier gemachte anders lauten müssten. Ich müsste dann statt von „Natur“ und „Kultur“ von „Hybridsystemen“ - etwas näher an der Naturwissenschaft von „gekoppelten Mensch-Umwelt-Systemen“ - oder eben von „Kollektiven“ sprechen. Ich tue dies hier nicht und gebe die Dichotomie sprachlich *nicht* auf, ohne dies im weiteren Text erneut zu erwähnen. Dies ist nicht als Widerspruch gegenüber Latour zu verstehen, sondern damit begründet, dass die weitere soziologische Theorie und auch Luhmann diese Unterscheidung treffen. Es würde die allgemeine soziologische Theorie zu sehr in den Begriffen Latours ausdrücken, gäbe ich den Unterschied auf, was einem Vergleich abträglich wäre. Latours metaphysische Wende stellt für mich einen Versuch dar, nun nicht nur *„eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft“*, sondern ein ganz *neues Konzept für eine neue Wirklichkeit* zu entwerfen:

⁵Konsequenterweise landet Latour deswegen im Bücherregal von Georg Kneer (2016, S.54) nicht etwa bei der wissenschaftlichen Literatur, sondern endet auf dem Regalbodenträger mit den Romanen.

How do we compose a common world? Not so long ago, the project that would have seen modernization spread over the whole planet came up against unexpected opposition from the planet itself. Should we give up, deny the problem, or grit our teeth and hope for a miracle? Alternatively we could inquire into what this modern project has meant so as to find out how it can be begun again on a new footing. AIME (2016a)⁶

Es verblieb bisher also wenig Zeit für die sozialwissenschaftliche Gemeinschaft, die metaphysische Wende Latours zu lesen und zu rezipieren. Nun werden Leser_innen in der Wissenschaft eben auch irgendwann zu Schreiber_innen und hier führt diese erst vor kurzem vollzogene erhebliche Weiterentwicklung dazu, dass erstens insgesamt wenig aktuelle Sekundärliteratur zum Stand der Theorie vorliegt. So finden bislang die Existenzweisen in der zweiten Auflage aus 2016 des wichtigen kritischen Werks von Kneer et al. keine Beachtung, was allerdings daran liegt, dass es sich nicht um eine aktualisierte Neuauflage handelt, die diese Wende bereits hätte kritisch berücksichtigen können. Zweitens muss daher ältere Sekundärliteratur zu Latour teilweise relativiert werden.

Unter Berücksichtigung dieser Grundannahmen wird nun eine Klärung der zentralen Begriffe in einer Art und Weise vorgenommen, die die erhoffte Produktivität zulässt.

1.3 Klärung des Theoriebegriffs

Um die im vorigen Absatz angestrebte Produktivität und Wissenschaftlichkeit zu ermöglichen, ist ein geeigneter Theoriebegriff zu wählen. Dies vor allem, da Wissenschaft beansprucht, zentrale Begriffe, also auch den der wissenschaftlichen Theorie selbst, in einer geeigneten Form zu klären, wenn das Ziel sein soll, sich mit einer *Metatheorie* über die Ebene der Theorie hinaus zu positionieren. Derselbe Klärungsbedarf gilt auch für den Begriff des Vergleichs, ihm wird im nachfolgenden Abschnitt Rechnung getragen. In der Literatur wurde

⁶Zu der Art, wie die digitale Version von „An Inquiry into Modes of Existence“ (AIME) zitiert wird, vgl. S. 40.

darauf hingewiesen, dass die klassischen wissenschaftstheoretischen Klärungen des Begriffs „Theorie“ in ihrer Fruchtbarkeit für die soziologische Theorienvergleichsdebatte begrenzt sind. Die dort angebotenen Definitionen weisen einen zu hohen Formalitätsgrad - etwa Theorien als geordnete Systeme von Sätzen, Aussagen, Hypothesen etc. - auf, um im Vergleich weiter zu führen, (vgl. hierzu Schneider 1996, S. 263, Zima 2004, S. ix, Reckwitz 2006, S. 67, Schmid 2009, S. 204).

Erforderlich ist nach meiner Ansicht eine Art Brückenkonzept zwischen Wissenschaftstheorie und Soziologie, wozu der österreichische Soziosemiotiker und Textsoziologe Peter V. Zima 2004 mit der *dialogischen Metatheorie* einen Vorschlag macht⁷. Für Zima ist Theorie

ein interessen geleiteter Diskurs, dessen semantisch-narrative Struktur von einem Aussagesubjekt im gesellschaftlichen Kontext selbstkritisch reflektiert und weiterentwickelt wird. Zima (2004, S. 20)

Zima geht also weit über die formalen Aspekte von Theorie hinaus und begreift Theorien weniger als *logische*, denn als diskursive, also selbst als *soziologische*, Strukturen. Als solche sind Theorien zum einen kulturell bedingt, zum anderen sprachlich und zuletzt ideologisch bedingt. Damit sind Theorien weder wertfrei noch falsifizierbar. Sie entstehen, entwickeln und verändern sich als Diskurse in einem bestimmten kulturellen Kontext. Vorwegnehmend können hier etwa die Konsequenzen des kulturellen Kontexts für die Positionen Latours und Luhmanns verglichen werden. Beide nehmen zur ökologischen Krise Stellung. Doch hat sich die kulturelle Rahmung des ökologischen Diskurses zwischen den beiden Zeitpunkten sehr verändert. Fokussierte der Diskurs zu Zeiten Luhmanns noch stärker die Anti-Atomenergie-Bewegung, verschiebt sich zu Zeiten Latours der Diskurs hin zu Fragen des Klimawandels, des Biodiversitätsverlustes, der Gentechnik. Dass dies Konsequenzen für die Behandlung des ökologischen Diskurses in der Theoriebildung haben muss, ist offenkundig. Der kulturelle Kon-

⁷Zur Kritik an Zimas Vorschlag wird auf Nicklas (1999) und Bußhoff (1999) verwiesen.

text überträgt sich nicht zuletzt in Abhängigkeit von Modalitäten der Sprache⁸. Ferner führen Theorien *immer* eine implizite oder explizite ideologische Position mit. Zima (2004) betrachtet daher Theorien als dynamisch und diskursiv, nicht als statisch, für ihn sind Theorien als *Soziolekte*, Diskurse über Theorien hingegen als *Idiolekte* zu verstehen.

Ausgehend von dieser Rahmung des Theoriebegriffs leitet Zima (2004) dann Konsequenzen für eine metatheoretische Position ab, die er *dialogische Metatheorie* nennt:

Die Überprüfung wissenschaftlicher Hypothesen oder Theoreme, die Popper und andere kritische Rationalisten zu Recht fordern, sollte nicht nur intersubjektiv, sondern auch (und vor allem) interdiskursiv oder interkollektiv, d.h. zwischen heterogenen Wissenschaftsgruppen, stattfinden.
Zima (2004, S. xii)

Das Ziel ist es, verschiedene Theorien aus einer metatheoretischen Position heraus in einer Art Interdiskurs miteinander ins Gespräch zu bringen. An dieser Stelle wird deutlich, dass bei Zima eine strenge Unterscheidung zwischen „Theorie“ und „Vergleich“, wie ich ihn in den Absätzen 1.3 und 1.4 vorzunehmen versuche, nicht durchgehalten werden kann. Denn Zima begreift den Vergleich ja gerade selbst als Teil der Theoriebildung und nicht als etwas, was *über* oder *jenseits* der Theorie steht. Ziel dieser dialogischen Metatheorie ist es gerade *nicht*, Begriffe so weit zu klären, dass sie zwischen den beiden Theorien einheitlich verwendet werden:

Ein Dialog ist zum Scheitern verurteilt, wenn in Anschluss an Alexy und Habermas [...] gefordert wird, dass „verschiedene Sprecher [...] den gleichen Ausdruck nicht mit verschiedenen Bedeutungen benutzen“. Denn schon im Diskurs eines und desselben Sprechers kann sich die Bedeutung eines Ausdrucks unmerklich wandeln. Zima (2004, S. 245)

⁸Während es für den zentralen Begriff der Ontologie durch „sein“ im Deutschen eine alltagssprachliche Entsprechung gibt, sind es im Spanischen mit „ser“ und „estar“ zwei. Auch hier halte ich eine sprachliche Beeinflussung einer etwa ontologischen Theoriebildung für offenkundig.

Stattdessen sollen die jeweiligen Begriffsverständnisse nebeneinander stehen bleiben, ihre Unterschiede jedoch durch Rekonstruktion so weit geklärt werden, dass aus ihnen neue Einsichten entstehen. Die dialogische Metatheorie darf daher durchaus nicht nur als Vergleich zwischen Theorien verstanden werden, sondern auch als eigenständiger theoretischer Beitrag. Dies erfolgt eben unter Zuhilfenahme eines Rekurses auf die Alltagssprache:

Diskurse und Soziolekte sind als *sekundäre modellierende Systeme* in das *primäre modellierende System* der natürlichen Sprache eingebettet und können stets auf dieses primäre System bezogen und in jedem Dialog expliziert werden. Zima (2004, S. 251, Herv. im Org.)

Die dialogische Metatheorie bringt damit in einer besonderen Form verschiedene Theorien miteinander ins Gespräch und erhofft sich Erkenntnisse gerade nicht innerhalb, sondern zwischen den Theorien. Dabei geht sie von einem natürlichen Vorverständnis dessen aus, was in der sozialen Welt vorzufinden ist, etwas, das Zima (2004, S. 240) „*Da-Draußen-Sein*“ nennt. Sie lässt ein Einbinden genau dieses Da-Draußen-Seins als Tatsache zu und nutzt damit einen Rekurs auf die Alltagssprache. An dieser Stelle sehe ich einen Vorteil gegenüber formalistischen Definitionen von Theorie, die dies *nicht* zulassen und damit an soziologischer Reflexionsfähigkeit einbüßen, indem sie etwa lediglich die Beziehungen von propositionalen Prämissen und Konklusionen klären, ohne zum Beispiel noch Raum für eine Erklärung zu lassen, wie sich politische Partizipation zu politischer Legitimität verhält. Um diese Forderung etwas stärker zu operationalisieren, konzentriert sich die dialogische Metatheorie vor allem auf das Aufspüren dreier Phänomene. Dies sind zunächst die sogenannten *interdiskursive Theoreme*:

Theoreme, die zwischen heterogenen Gruppensprachen zustande kommen, haben einen anderen, allgemeineren Status als Theoreme, die nur innerhalb von einer Wissenschaftsgruppe konsensfähig sind. Zima (2004, S. 259)